

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 16 (1912-1913)
Heft: 3

Artikel: Ludwig und Annemarie : eine Erzählung aus dem Ries [Fortsetzung folgt]
Autor: Meyr, Melchior
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662315>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ludwig und Annemarie.

Eine Erzählung aus dem Riez von Melchior Mehr.

(Fortsetzung.)

Die Geduld unsers verlorenen Sohnes wurde auf eine schwere Probe gestellt, als die mühseligen und für ihn demütigenden Arbeiten nacheinander anrückten. Er hatte zwar alle Bauernarbeiten gelernt, die beschwerlichen und unreinlichen aber seinen Knechten überlassen, und für das, was die übrigen noch Lästiges mit sich führten, wurde der Liebling der Mutter reichlich entschädigt. Nun mußte er sich nicht nur zu einer jeden hergeben, er mußte sie, seiner eigentümlichen Lage und seinem Versprechen gemäß, auch mit besonderm Fleiß und Eifer verrichten und den andern mit gutem Beispiel vorangehen.

Dies war indes nicht das Schlimmste. Als Handknecht stand er unter dem Befehl des Bauers und seiner zwei Kinder, in gewissem Sinn auch unter dem des Oberknechts. Dieser war zufällig ein brummiger Kerl und machte seine Rechte um so mehr geltend, als er beinahe das doppelte Alter Ludwigs hatte. Wenn es nun hieß: „Komm her! — tu' mir das! — hol' mir jenes!“ so mußte der arme Bursche laufen, die Ausrufungen der Ungeduld anhören und Tadel hinnehmen, auch wo er ihn nicht verdiente, sondern wo der Befehlende nur zeigen wollte, daß er sich das Ausgeführte noch besser denken konnte. Seine Herkunft und seine Betterschaft nützten ihm dabei gar nichts. Der Schmiedbauer hatte seinen Kindern den Plan mitgeteilt, den er in Bezug auf Ludwig befolgen wollte und der so sehr mit seiner Herzensneigung übereinstimmte; die würdigen Sprossen fanden ihn gut und handelten treulich danach, Michel, um sich einen übermütigen Spaß zu machen, Madlene, um die Genossenschaft der Bauerntöchter an ihrem Beleidiger zu rächen. Der Oberknecht, der in frühern Diensten von reichen Bauern gehunzt worden war, benutzte die Gelegenheit, bei dem Sohn eines solchen es wieder hereinzubringen. Er tat nicht nur soviel als er konnte, sondern mehr als er durfte, und Ludwig, der nicht rechten wollte und überhaupt einmal in der Selbstverleugnung begriffen war, ließ sich möglichst viel gefallen.

Als er einmal den Roßstall säuberte, und durch etliche Karrenfahren den Düngerhaufen vergrößerte, kam eben Michel herbei. Er konnte sich nicht enthalten, lächelnd stehen zu bleiben und dem Burschen zuzurufen: „Du kannst ja misten, Ludwig, als ob du nie etwas anderes getrieben hättest!“ Dann ging er zum Stall, schaute hinein und rief aus: „Sapperment, hast du sauber gemacht! Du bist ein Handknecht, wie wir keinen bessern hätten kriegen können!“ Ludwig errötete und schwieg; er fühlte, daß er den Spott entweder hinnehmen oder in einer Weise beantworten mußte, die zum Bruch führte. Michel trollte selbstzufrieden seiner Wege.

Da er nicht sehr erfindsam war, so wiederholte er diese Anrede mit geringen Variationen auch bei andern Arbeiten, und sein Vater stand ihm mit ähnlichen Späßen bei, so daß Ludwig sich mehrmals nur mit größter Mühe enthielt, den Spöttern ein paar tüchtige Ohrfeigen zu langen. Der Oberknecht brach die Gelegenheit vom Zaun, auf ein verzogenes Mutterföhnchen zu schelten und dem Untergebenen zu sagen: mit ihm sei wenig ausgerichtet und er könnte nichts Besseres tun, als wieder zu seinem Vater heimgehen. Am unbarmherzigsten fuhr aber den Unglücklichen Madlene an, wenn er nach ihrer Meinung etwas nicht recht gemacht hatte. Sie zeigte offenbar den meisten Eifer, den Sünder zu bessern. Wenn dann Michel scherzend zu ihr sagte: „Hör einmal, du machst's ihm doch zu arg,“ so wurde sie rot und erwiderte: „Was da! es gehört ihm nicht besser!“

Das Essen, das Ludwig erhielt, stand mit den Arbeiten, die er verrichten mußte, nicht im Verhältnis, oder wenn man will, es stand damit im Verhältnis; denn in der Regel bekommt ja doch gerade der, der die saubersten Arbeiten tun muß, die magerste oder wenigstens die größte Kost. Im Hause des Schmiedbauers, der sich keineswegs durch Freigebigkeit auszeichnete, erhielten die Gehalten Wasser-suppe, sehr einfach bereitete Gemüse in möglichst geringer Abwechslung, grobe Mehlspeisen und allenfalls Speck und Salzfleisch, das vor Alter grün und gelb geworden. Die andern, die es nicht besser gewohnt waren, verschluckten solche Kostbarkeiten mit stets lebhaftem Appetit, der Bauernsohn mußte sich aber, wie man zu sagen pflegt, „einen Zorn einbilden“, um sie hinunterzubringen. Da seine Mutter sich besonders als Köchin auszeichnete, so war er mehr verwöhnt als andere seinesgleichen: Fleischbrühsuppe, gutes Ochsenfleisch, schmackhafte Gemüse, Eierspeisen und an festlichen Tagen Braten, das war es, was er zu genießen pflegte. Nun mußte er die roheste Kost essen und dabei sehen, wie die Herrlichkeiten, die ihm die Mutter früher mit aufmunternden Worten vorgesetzt, von Madlene ins Kanzlehen getragen und dort unter fröhlichem Diskurs verspeist wurden.

In der ersten Zeit erduldete er alle diese Unbilden mit großer Standhaftigkeit. Vor allem hielt ihn sein Troß oben und er dachte wirklich mit jenem Jungen, der aus Mangel an Handschuhen die Finger erfror: es geschieht meinem Vater ganz recht, warum hat er mich aus dem Hause getrieben! Viel mehr aber stärkte und erhob ihn die Liebe und das Bewußtsein, wie mannhaft er seine Treue bewähre und wie viel er um der Geliebten willen ertrage. Wenn sie mich jetzt sähe, dachte er, wie viel ich mir gefallen lasse um ihretwillen, ein Mensch wie ich bin, es würde ihr gewiß ans Herz gehen! Wenige Tage nach Absendung seines Briefes war von Annemarie eine Antwort gekommen, ein liebliches Echo seiner Ge-

anken und Versicherungen. Das Vorgefallene beklagend, sprach sie dem, der ihr Mut zugesprochen, wieder Mut zu und schloß mit der sichern Hoffnung auf eine endliche glückliche Wiedervereinigung. Ludwig freute sich innig, von der Geliebten zu hören, was er ihr selber geschrieben hatte. Er malte sich aus, wie es ihnen wohl noch gehen und unter welchen glorreichen Umständen sie wieder zusammenkommen möchten; und solche Gedanken machten ihn allerdings hie und da bei der Arbeit etwas zerstreut und ließen ihn kleine Fehlgriße begehen, auf welche sich seine Tadler mit einigem Recht berufen konnten.

Wenn Ludwig mehr innerlichen Lebens fähig war als viele seinesgleichen, so war er doch kein Mann der Einbildungskraft von Profession und keineswegs bestimmt, sich durch bloße Vorstellungen über den Verlust reeller Güter zu trösten. Die Wirklichkeit riß ihn oft sehr grob aus seinen Träumen, diese verloren überhaupt nach und nach ihre Kraft, und er fühlte die Erniedrigung seiner Lage sowie die Klemme, in der er steckte, doppelt und dreifach. Im Hause des Schmiedbauers und im Dorfe fand er keinen Trost. Seinen Mitegehalten blieb er fremd. Ein dritter Knecht und die Mägde hatten ihn zuerst mit einer gewissen Rücksicht behandelt, weil sie glaubten, sein Vater werde bald kommen und ihn abholen. Als das aber nicht geschah und Ludwig still fortarbeitete, verlor sich ihr Respekt; sie nahmen ihn für einen wirklichen verlorenen Sohn und für ihresgleichen. Wenn er gewollt hätte, so würde ihm sein „feines Gesicht“ bei den Mägden gutes Spiel bereitet haben. Die ältere, eine passabel hübsche Dirne, glaubte, so viel wie eine Zimmermannstochter könne sie auch noch vorstellen, und schickte dem Traurigen teilnehmend süße Blicke zu; da er aber nicht in der gewünschten Art darauf antwortete, so erklärte sie ihn für einen Hansnarren und wurde umso „schönziger“ gegen ihn. — Nicht viel besser erging es ihm mit den übrigen jungen Leuten des Dorfes. Es hätte sich unter ihnen wohl ein Kamerad gefunden, wenn er ihn gesucht hätte. Allein eine stolze Scheu hielt ihn zurück, und man ließ ihn gehen. Zuerst hatte sein Auftreten als Knecht ein mächtiges Gerede veranlaßt; man begaffte ihn, schüttelte den Kopf und einzelne erlaubten sich mit ihm zu scherzen und ihm zuzurufen, daß sein Dienen nicht lange dauern werde. Nach und nach gewöhnte man sich an seine Stellung und es kam ihm endlich vor, als ob die Leute sie ganz in der Ordnung fänden. Das ärgerte und verletzte ihn noch am meisten. Durch die Tagearbeit tüchtig ermüdet, suchte er früh das Bett, gegen dessen Reinlichkeit er sonst sehr viel einzutenden gehabt hätte, und wenn er nicht süß träumte, so schlief er wenigstens.

Als er in der vierten Woche seinen Zustand und sich selber ins Auge faßte, fand er den Geldbeutel leer, den einzigen Anzug, den er mitgenom-

men, abgerissen, seine Hände viel schwieliger und sein Gesicht viel verbrannter als vorher. Er mußte sich sagen, daß es doch seine großen Bedenken habe, mit seinen Eltern zu brechen und sich ohne ihre Hülfe von seiner Hände Arbeit zu ernähren. Es kam ihm vor, als ob er gegen den Vater vielleicht etwas weniger hitzig hätte sein können; allein diesen Gedanken verwarf er gleich wieder und sagte: „Nein, so hab ich handeln müssen!“

Die Sehnsucht, die Geliebte zu sehen, war unterdessen gewachsen. Er konnte ihr zuletzt nicht länger widerstehen und schrieb ein Briefchen, worin er Annemarie bat, am nächsten Sonntag Nachmittag um vier Uhr nach Mördlingen in einen vor dem Reimlinger Thor gelegenen Wirtsgarten zu kommen, er müsse sie wieder einmal sehen und mit ihr reden. Dann ging er zum Bauer und bat ihn um drei Gulden von seinem Lohn. Der Schmiedbauer benutzte die Gelegenheit, ihm zu bemerken, daß er sich doch besser gemacht habe, als er anfänglich geglaubt, und wenn er sich nur das viele Sinnieren abgewöhnen könnte, so würde er mit der Zeit ein ganzer Knecht werden. Nach dieser Anerkennung schloß er ein Wandschränken auf, nahm eine wohlgetrocknete, mit Geld gefüllte Schweinsblase oder „Blotter“ heraus und zählte dem Burschen in kleiner Münze drei Gulden vor, indem er ihn ermahnte, damit hauszuhalten, da er jetzt nicht gleich wieder mit Geld herausrücken würde. Ludwig, von dieser Rede hinwegsehend, empfand ein ungewohntes Vergnügen, als er das selbstverdiente Geld in der Hand hatte, und sein Mut stieg bedeutend. Er beschloß, einen Gulden auf Ausbesserung seiner Kleider zu verwenden, mit den beiden andern aber, wenn's nötig wäre, seine Geliebte zu regalieren wie ehemals.

Im Hause des Angerbauers ging indes das alte Leben ohne Ludwig still weiter. Das Geschwätz im Dorf, das Staunen, Vermuten und Lügen über diesen Gegenstand hatte, wenn nicht aufgehört, doch nachgelassen, und schadenfrohe wie teilnehmende Freunde ließen die Familie mit ihren Fragen und den Versicherungen ihres Bedauerns so ziemlich in Ruhe. Der Angerbauer hatte dafür gesorgt, daß er für seine Person ganz unangefochten blieb, indem er ein paar vorwichtige Trager auf eine Weise abfertigte, daß sie ihm über die Grobheit ordentlich erstarrt nachschauten und ihren Bekannten den Rat erteilten, ihn gehen zu lassen, sie wären verflucht heimgeschickt worden. Sonst hatte er die würdige Ruhe wieder angenommen, die ihn auszeichnete, und nur ein größerer Ernst und eine gewisse Freudlosigkeit in seinen Zügen deuteten auf den Vorfall. Die Arbeiten der Heuernte — des „Heuets“ oder rieserisch „Häats“ — zogen ihn von seinen Gedanken ab, und da es Heu in Fülle gab, wurde er sogar wieder ein wenig aufgeheitert. Es hatte den Anschein, als ob er das abgefallene Glied der Familie ohne Umstände liegen lassen und seinen Weg fortsetzen

wollte, als hätte es nie existiert. Er verbot den Seinen, mit Einschluß des Schwiegerjohnes, auf's strengste, dem Ungeratenen Botschaft zu tun oder ihm gar Geld zu schicken, und da alle seinen Zorn fürchteten und dem Entlaufenen mehr oder weniger zürnten, so gehorchten sie ihm. Die Mutter wagte nur, sich durch eine Freundin nach ihrem Ludwig erkundigen zu lassen, wie's ihm gehe.

Ein Makel haftete indes an der Familie, wie er, soweit des Bauers Kenntniß reichte, nie in derselben vorgekommen. Wenn er unter die Leute ging, so drohten ihm wenigstens Anspielungen, die ihn beschämten und quälten. Er mußte Gesichter sehen, die viel kränkender durch ein Lächeln ausdrückten, was der Mund nicht zu sagen wagte. Das stolze Dasein des reichen Mannes war ein gespanntes, verkümmertes geworden; seine Zufriedenheit, die so sehr auf der Geltung seiner Familie bei andern beruhte, war dahin. In der ruhigern Zeit, die nach dem Heuet eintrat, stellte sich ihm wieder alles recht vor die Seele. Er bedachte, wie verständig sein Sohn sich immer aufgeführt, er konnte nicht begreifen, wie er es vermochte, eine solche Schande über die Familie zu bringen, und der Gedanke, daß Annemarie ihn in eigennütziger Absicht verführt, daß sie eine schlaue Dirne sei, die sich nur so brav anstellen könne und die Leute bisher getäuscht habe, drängte sich ihm in neuer Stärke auf. „Er kann sich nicht so mir nichts dir nichts geändert haben,“ sagte er dann zu sich, „es muß etwas Besonderes dahinterstecken.“ In einem frühern Jahrhundert hätte er das Mädchen vielleicht für eine Hexe ausgegeben und sie durch einen Prozeß verfolgt; jetzt glaubte er wenigstens, daß sie alle natürlichen Mittel eines listigen, zu seinem Unglück schönen Weibsbildes angewendet hätte, um seinen gutmütigen Ludwig zu betören. Dafür schienen ihm namentlich auch die geheimen Zusammenkünfte zu sprechen, von denen ihm die Mutter gesagt hatte. Er dachte sich, wie es gegangen sein könnte, und nachdem er sich's recht deutlich vorgestellt hatte, zweifelte er nicht länger, daß es wirklich so gewesen. Als er seine Gedanken der Ehehälfte mittheilte, trat diese — froh, die eigentliche Schuld von ihrem Sohne genommen zu sehen, eifrig seiner Meinung bei. „Ja, ja“, sagte sie, „so wird's sein. Sie macht zwar eine Miene, als ob sie die Beste und Frömmste im Dorfe wäre; aber stille Wasser gründen tief. Solche Verführerinnen sind gerade die schlimmsten, und nur so eine konnte den Ludwig so weit bringen!“ In der stillen Hoffnung, daß der Sohn nach kurzer Zeit doch wieder zu ihm kommen würde, getäuscht und über seinen fortdauernden Troß aufgebracht, entlud sich das Ehepaar nun seines Verdrusses und Zorns nach der Seite des Mädchens. Sie habe das Unglück angestiftet, das über die Familie gekommen; von ihr sei's ausgegangen, das wüßten sie nun gewiß, und was jetzt noch Schlimmes daraus entstehen würde, das hätte man ihr zu danken. Sie sei eine Schein-

heilige, die's hinter den Ohren habe und vor der man jeden jungen Menschen von Vermögen warnen müsse. Solche Dinge sagte man zu den Vertrauten; diese sagten es hernach wieder ihren Vertrauten, und in zwei Tagen war das ganze Dorf davon erfüllt. Man erzählte sich, daß die Angerbäuerin ihrer Freundin im obern Dorf weinend geklagt habe, welcher Jammer durch dieses fremde Mädchen über sie gekommen und wie sie verzweifeln müsse, wenn sie ihren Ludwig nicht wiedersähe.

Annemarie hatte seit dem Tage, wo sie den Brief des Geliebten erhalten und beantwortet, entsagend weiter gelebt und die Geschäfte des Tages verrichtet. Man sah, daß etwas auf ihr lastete, aber auch, daß sie entschlossen war, die Last zu tragen. Der alte Bäcker hielt ihr einmal vor, welch schlimme Folgen ihre Bekanntschaft mit dem Ludwig gehabt habe, und wie grausam unlieb ihm diese Geschichte sei. „Besser“, erwiderte das Mädchen mit bescheidenem, aber festem Ton, „ich weiß, was ich Euch schuldig bin, und ich vergess' es nicht, darauf verlaßt Euch; aber in der Sache handle ich, wie ich's vor meinem Gewissen verantworten kann, und ich bitt' Euch, redet mir nicht weiter davon.“ Der gutmütige Vormund, von dem Ernst ihres Tones betroffen, versetzte: „Nun meinethwegen! Aber nimm dann auch die Folgen auf dich!“ Seit dieser Zeit hatte sie Ruhe vor Einreden von dieser Seite, und sonstiges Geflatsch war ihr gleichgültig.

Als die Vorwürfe, welche die Familie des Angerbauers ihr machte, an sie kamen, wurde diese Festigkeit doch erschüttert. Eine Freundin sagte ihr, welch eine Traurigkeit in jenem Hause sei, nun man sehe, daß Ludwig es ernst gemeint habe mit seiner Rede vom Nichtwiederkommen. Regine erzählte nach gehöriger Einleitung, daß man sie eine Verführerin heiße, die nach einem reichen Manne gefischt habe und an allem Unglück schuld sei. Bei dieser zweiten Meldung goß sich eine Röthe über das Gesicht des Mädchens und ihr Mund verzog sich zu dem Ausdruck stolzer Verachtung. Bald aber sagte sie sich wieder und sagte mit traurig ergebenem Ton: „Diese Leute dauern mich. Wenn sie solche Dinge über mich ausdenken, so wackere Leute wie sie sind, dann müssen sie wirklich unglücklich sein.“ — Sie wurde durch diese neue Erfahrung in eine seltsame Aufregung versetzt. Es tat ihr weh, daß sie eine Uneinigkeit zwischen Eltern und Sohn gestiftet haben sollte, deren Ende nicht abzusehen war. Dann aber sagte sie sich: „Diese Leute sehen also die Heirat zwischen mir und Ludwig für eine solche Schande an, daß sie lieber unglücklich sein wollen, als sie zugeben! Sie heißen mich ein schlechtes Mädchen und sagen Lügen über mich; sie halten es also in gar keiner Art für möglich, daß ich einmal ihre Schwiegertochter werden könnte!“ Ein Gedanke durchzuckte sie, sie stand auf und tat einige Schritte. Plötzlich hielt sie an; eine Erwägung hatte sich dem Vorsatz entgegengestellt, sie ging still wieder zu einer Arbeit. — Ihre Seele

war von da an eine Beute des Zweifels. Man sah sie in Unruhe umhergehen oder tief in Gedanken stehen. Regine überraschte sie einmal, wie sie bittere Tränen weinte.

Die einzige Person unserer Bekanntschaft, welche bei dieser Verwicklung ihre Ruhe behielt, war der Pfarrer. Diese Ruhe war jedoch gegründet auf wahre Theilnahme und auf den Entschluß, das zu unterstützen, was er für das Bessere hielt. Noch hatte er sich nicht entschieden, wie er eingreifen sollte. Aber er unterrichtete sich fortwährend über die Lage der Dinge und lebte des festen Glaubens, seine Pflicht werde sich ihm deutlich vor Augen stellen, so daß er über sie und über die Art ihrer Erfüllung nicht mehr in Zweifel sein könnte.

Eines Morgens überdachte er eben diese Dinge, als an die Thür seines hellen, im obern Stocke gelegenen Studierzimmers geklopft wurde. Auf sein „Herein“ erschien Annemarie. Sie sah angegriffen aus, wie wenn sie wenig geschlafen und viel quälende Gedanken gehabt hätte; aber in ihrem Wesen drückte sich die Ruhe eines gefaßten Entschlusses aus. Nachdem sie mit ernster Anmut einen Knick gemacht und den Morgengruß gesprochen hatte, sagte sie: „Ich hätt' was mit Ihnen zu reden, Herr Pfarrer, wenn ich Ihnen nicht ungelegen komme.“ — Der alte Herr, innerlich erfreut, erwiderte freundlich: „Nein, mein Kind; sag' mir, was du auf dem Herzen hast!“

Annemarie, durch ihren Vorsatz über die einem jungen Mädchen gewöhnliche Schüchternheit erhoben, begann mit nur leisem Erröten: „Sie wissen, Herr Pfarrer, was es beim Angerbauer gegeben hat und wie ich dabei ins Geschrei gekommen bin. Ich will Ihnen die Geschichte nicht wiedererzählen; sie wird Ihnen bekannt sein — man hat ja so viel darüber gesprochen! Nun hab' ich aber dieser Tage gehört, sie sagen beim Angerbauer, ich allein sei an allem schuld und ich habe den Ludwig verführt. Herr Pfarrer,“ sagte sie, indem ihr Ton sich verstärkte und ihre Wangen sich höher röteten, „ich kann Gott zum Zeugen anrufen, daß das nicht wahr ist! Wir haben uns eben beide von Anfang an gern gesehen, und — Sie wissen ja, wie's geht, wenn man sich gern sieht und eine Person einem die liebste ist auf der Welt. Ich hab' ihn halt liebhaben müssen, grad wie er mich, und so ist's gekommen, daß wir uns endlich gesagt haben, wir wollen nicht von einander lassen und uns treu bleiben, bis wir mit Gottes Hülfe zusammenkommen. Wegen dieses Verspruchs ist Ludwig mit seinem Vater in Streit geraten und dient jetzt als Knecht. Ich hab' das nicht vorausgesehen, aber wenn ich's vorausgesehen, was hätt' ich tun können? Ich will Ihnen bloß sagen und will's vor Ihnen beschwören, daß ich ihn nicht verleitet habe. Er hat sich einmal seinen Eltern zu Lieb fremd gegen mich gestellt und mich nicht mehr angesehen, und ich bin ihm zu dieser Zeit

nicht nachgegangen, wie jeder weiß, sondern ich bin ihm ausgewichen. Ich hab' ihn nicht wieder gesucht, er hat mich gesucht — und das ist die Wahrheit!"

Der Pfarrer betrachtete teilnehmend das Mädchen, dessen Augen in dem Feuer gerechter Selbstverteidigung erglänzten, und sagte: „Ich glaube dir und weiß es, mein Kind.“ Annemarie, ihn dankbar anschauend, fuhr fort: „Ich hab' das nicht gesagt, als ob ich gar keine Schuld haben wollte. Ich hab' jederzeit empfunden, daß es Verdruß geben würde, recht viel Verdruß, und daß die Angerbauerzleute recht böß auf mich sein würden. Aber, Herr Pfarrer, wenn Sie gesehen hätten, wie gut der Ludwig gegen mich war und wie er mich ansah — wenn Sie gehört hätten, was er noch auf der Nördlinger Messe zu mir gesagt hat, Sie würden mir's gewiß nicht so übel nehmen, daß ich ihm zur Antwort gegeben habe: ich wollte ihm gehören und die Seinige bleiben, so lang ich lebe! — Es ist eben“, setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „etwas in uns, das mehr Gewalt hat als unser Wille und unsere Sorgen.“

Der Pfarrer nickte mit ernster Miene, die Tatsache zugebend. Dadurch ermutigt, ging das Mädchen in ihrer Rede weiter und sagte in liebenswürdigem Selbstgefühl: „Ich will's Ihnen aufrichtig bekennen, Herr Pfarrer: ich denke nicht so gering von mir, sondern halte auch etwas auf mich. Ich komme von braven Leuten her und glaube, daß ich keiner Familie Schande machen würde. Ich hab' etwas gelernt und bin ein ordentliches Mädchen gewesen mein Leben lang. Da hab' ich nun gedacht, wenn ich auch keine Bauerntochter und nicht so reich bin, so bin ich doch diejenige, mit welcher der Ludwig am glücklichsten leben würde. Und ich hab' gedacht, sein Vater würde das am Ende einsehen und nachgeben. Aber“ — fuhr sie nicht ohne Bitterkeit fort — „das ist eben der Gedanke, den ich mir nicht verzeihen kann. Ach, Herr Pfarrer, das Geld ist alles und der Stand ist alles, und die Tugend ist nichts! Man redet wohl so, als ob die Tugend und die Liebe auch etwas wären, aber wenn's drum und dran kommt, gelten sie doch nichts. Wenn ein Mädchen keinen Verstand und keine Art hat, aber Geld und Gut, dann ist sie die rechte. Wenn eine sich aber auf andere Dinge etwas zugute tun will und merken läßt, daß diese ebensoviel wert sind als Gut und Geld, dann hält man sie für verrückt!“ — Über ihren Eifer und den letzten starken Ausdruck errötend, setzte sie hinzu: „Verzeihen Sie, Herr Pfarrer!“

Der alte Herr lächelte und sagte: „Du hast nicht ganz unrecht, Annemarie. — Aber nun sage, was begehrst du von mir? Worin kann ich dir helfen?“ — „Herr Pfarrer“, versetzte das Mädchen, indem sie sich augenscheinlich zusammennahm, „ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich Ihnen sagen möcht', was ich bei mir ausgemacht habe. Der Ludwig hat mir

Lieb' und Treu' versprochen für alle Zeit. Er hat's freiwillig getan und mir's zugeschworen bei allem, was heilig ist. Ich könnte also ruhig sein und zusehen, wie der Streit ausginge. Ich hätte nur mein Versprechen zu halten, wie ich's ihm gegeben hab', und könnte das andere Gott überlassen. Aber", fuhr sie bewegter fort, „ich will diese Leute nicht ins Unglück bringen, wenn sie's dafür nehmen, und ich bilde mir viel zu viel ein, als daß ich mich einer Familie aufnötigen möchte, die mich nicht haben will. Ich kann's nicht ertragen, Herr Pfarrer, daß die mich verachten, die ich allezeit lieb und wert gehalten hab', und darum will ich jetzt tun, was ich mit gutem Gewissen tun kann.“

Sie hielt ein wenig inne, nahm sich nochmals mit offenkundiger Anstrengung zusammen und sagte dann mit einem Tone, dem sie vergebens die erste Festigkeit zu verleihen suchte: „Ich will dem Ludwig sein Wort zurückgeben, er soll von mir aus frei sein und tun können, was er will. Er soll noch einmal die Wahl haben, ob er mich lassen und seinem Vater nachgeben will oder nicht. Ich will durchaus nichts dagegen tun und ihm in keiner Art hinderlich sein, wenn er glaubt, daß er mit einer andern sein Glück findet. Wenn das ist, dann will ich fortgehen von hier, daß ich ihn nicht mehr seh' und er mich nicht mehr. Ich hab' einen Vetter bei Stuttgart, der wird mich zu sich nehmen. Ich will nichts mehr von mir hören lassen, und es soll grad so sein, als ob ich nicht mehr auf der Welt wäre. Ich will für meinen Teil“ — — Aber damit war die Kraft des jungen Mädchens zu Ende. Ihr Mund zuckte, die Stimme versagte ihr, Tränen waren in ihre Augen gestürzt. Sie gab sich Mühe, das Weinen zu verhindern, und kämpfte sichtlich dagegen an, aber doch rollten ein paar große Tropfen über ihre Wangen. Indem sie ausführte, was gekränkter Stolz und Großmut sie tun hießen, glühte die heißeste Liebe zu ihrem Ludwig in ihr auf; indem sie den Geliebten freigeben wollte, kammerte sie sich an ihn mit einem schmerzlich innigern Gefühl als je vorher.

Der Pfarrer erkannte das und sah mit Rührung auf sie, wie sie stand und ihre Tränen fließen ließ. Er wußte das Herkommen, den Brauch der Welt zu schätzen, denn er kannte die guten Gründe, auf denen er ruht. Er wußte, daß am besten sich Gleiches zu Gleichem gesellt, daß das gleiche Vermögen und die gleiche Stellung mit dem gleichen Gefühl davon sehr bedeutende Mittel zu einer guten Ehe sind. Aber er wußte auch, daß das Recht der äußern Ordnung seine Grenzen hat, und daß es Dinge gibt, vor welchen sie sich bescheiden zurückstellen muß. Er war nicht rasch gewesen, die Partei des Liebespaares zu nehmen, weil er Fälle kannte, wo das Kind reicher Leute den Eltern es später Dank wußte, daß sie dem ersten verliebten Drängen nicht nachgegeben. Allein wie er sah, daß er in Annemarie eine wahrhaft gute Natur vor sich hatte, wie ihr Gemüt sich vor ihm

enthüllte in seiner ganzen Bravheit und Schönheit, da dachte er, erfreut und bewegt: „Die Sitte der Welt mag diesmal die Segel streichen! Hier ist mehr als sie und ihre Herrlichkeiten. Der Geist und das Gemüt, die sich so erproben, sind mir Bürgen für alles; und wenn ich's machen kann, sollen sie diesmal die Oberhand behalten.“ Er stand auf, trat zu Annemarie und nahm sie väterlich bei der Hand, indem er sagte: „Fasse dich, gutes Mädchen, du hast recht gehandelt und der Lohn dafür wird nicht ausbleiben, in welcher Form er dir auch kommen mag. — Wirßt du das alles auch Ludwig zu wissen tun?“ — „Ja, Herr Pfarrer,“ antwortete Annemarie, die sich wieder gefaßt hatte. „Ganz das nämliche, was ich Ihnen gesagt habe, will ich ihm schreiben.“

Der alte Herr sah ihr forschend ins Auge und über sein gerührtes Gesicht verbreitete sich ein fast unmerkliches Lächeln. Er glaubte aus der Art, wie das Mädchen diese Antwort gab, schließen zu dürfen, daß der Schritt, den sie tat, auch zugleich eine letzte Probe sein sollte für Ludwig, und daß sie die Hoffnung hegte, er werde sie bestehen. Er sagte: „Tu' das, mein Kind, und erwarte das übrige in Geduld. Hast du sonst noch was auf dem Herzen?“

„Nein, Herr Pfarrer,“ erwiderte Annemarie, indem sie sich die letzten stehen gebliebenen Tränen von den Wangen wischte. „Ich dank' Ihnen, daß Sie mich angehört haben, und bitte Sie nur noch darum, daß Sie dem Angerbauer, wenn Sie ihn treffen, sagen, ich sei nicht das Mädchen, für das er mich hält. Sie, Herr Pfarrer, kennen mich besser, und das ist mein Trost. Ich dank' Ihnen nochmals recht schön für Ihre Güte — ich werde sie immer im Gedächtnis behalten!“ — Ihre weichen Züge verklärte, indem sie dies sagte, ein schönes Bewußtsein und Dankgefühl. Sie machte einen tiefen Knick und verließ die Stube, nachdem sie noch einen Blick inniger Verehrung auf den Pfarrer geworfen.

Dieser sah ihr mit wahrer Freude nach. „Ja, ja,“ sagte er dann zu sich, „das ist eine bessere Schwiegertochter für den Angerbauer als Eva; und wenn er nicht ganz verhärtet ist, soll er sie bekommen.“

Die erste Sorge des alten Herrn war nun, es so einzurichten, daß der Angerbauer ihn ebenfalls zu seinem Vertrauten machte. Dies mußte geschickt angefangen werden, wenn es gelingen sollte. Denn der rieser Bauer von der Art des unserigen will sich nicht bebormunden lassen, er hält sich für gescheit genug, sein eigener Ratgeber zu sein, und es verdrießt ihn über die maßen, wenn man ihn über Dinge belehren will, die er selber am besten zu verstehen glaubt. Natürlich kann er auch geführt werden, aber nicht so geradezu wie dieser und jener. Wäre der Pfarrer zum Angerbauer ins Haus gegangen und hätte mit einer gewissen beichtväterlichen Miene gefragt, wie es sich denn mit dem Streit zwischen Vater und Sohn verhalte,

was der Vater nun zu tun gedenke u. s. w., so wäre dies das beste Mittel gewesen, ihn verstoßt, wo nicht gar unhöflich zu machen. Aber zu dieser Art von Seelsorgern, die im Eifer ihres Herzens Gott mit Unverstand dienen, gehörte der erfahrene alte Herr nicht. Er konnte warten und seine Zeit ersehen. Diesmal erreichte er übrigens seinen Zweck leicht. Er hatte ein Stück Vieh zu verkaufen, und als er den Angerbauer einmal begegnete, lud er den Sachverständigen ein, es anzusehen und zu taxieren. Der Bauer folgte ihm sehr bereitwillig, denn er wußte den „braven und gescheiten Herrn“ sehr zu schätzen und hätte gern schon einmal von seiner Not mit ihm gesprochen, wenn es sich nur „gut geschickt hätte“.

In dem kleinen Stalle des Pfarrers angekommen, unterzog er sich dem Taxierungsgeschäft sehr ernsthaft. Er begriff das Stück an den geeigneten Stellen, betrachtete es von allen Seiten und sagte dann genau, wie viel der Pfarrer dafür fordern könne. Dieser dankte und rühmte seine Kenntniß. Er selber, obwohl er immer einige Stück Vieh haben müsse, sei doch unsicher, weil ihm die gerade üblichen Preise nicht recht bekannt wären. Der Bauer versetzte höflich: „Wenn Sie sich damit abgeben wollten, Herr Pfarrer, würden Sie's geschickter machen als unsereiner; aber Sie haben was Besseres zu tun.“ Der alte Herr fragte hierauf mit unbefangener Freundlichkeit, was die Angerbäuerin mache und ob bei ihm zu Hause alles gesund sei. Der Bauer erwiderte mit einem Seufzer: „Gesund wären wir alle, Herr Pfarrer; aber Sie können sich denken, wie's uns zu Mute ist nach dem, was bei uns vorgefallen ist.“ — „Ja, ja,“ sagte der Pfarrer, „ich habe davon gehört und Euch recht bedauert.“

Der Angerbauer, der sein Herz erleichtern wollte, sagte hierauf: „Ich kann's noch immer nicht begreifen, so viel ich auch darüber nachgedacht habe. Lustig und ein bißchen außs Vergnügen aus ist er immer gewesen, aber in der Art und mit seinesgleichen. Runtergegeben hat er sich niemals, was ich gehört hab'. Und nun ist er auf einmal ganz wie verhezt und will ein Mädchen heiraten, die — nun, ich will mich nicht ausdrücken vor Ihnen, Herr Pfarrer. Wie ich nicht gleich Ja sage, läuft er davon und verdingt sich als Knecht. Und das tut er in dem Augenblick, wo er einen Hof und ein Weib haben könnte — ein Weib und ein Gut — ein anderer würde Gott auf den Knien danken, wenn er's kriegte!“

Der alte Herr war versucht, über diesen starken Ausdruck zu lächeln, aber er hielt an sich und machte ein ernsthaftes Gesicht, das der Bauer für zustimmend halten konnte. Dieser, einmal im Zuge, bewies, daß er wohl auch reden konnte, wenn's ihn drückte. „Ach, Herr Pfarrer,“ rief er aus, „die Welt muß anders geworden sein, als sie zu meiner Zeit gewesen ist. Ich bin auch jung gewesen und bei der Lustbarkeit gerade nicht der letzte; aber wie meine Zeit zum Heiraten gekommen ist, hab' ich mich unter rechten

Mädchen umgesehen und gottlob ein Weib gefunden, mit der ich nun glücklich gehaust habe volle neunundzwanzig Jahre. Wenn ich nun verlange, daß meine Kinder mir nachschlagen und ihr Glück auf dem Weg suchen sollen, wo ich's gefunden hab', ist das nicht in der Ordnung? Muß ich als Vater nicht so handeln?" — „Ja," sagte der Pfarrer mit nachdrücklicher Beistimmung, „das ist Eure Pflicht!"

Der Angerbauer, dem dies wohlthat, fuhr fort: „Sehen Sie, Herr Pfarrer, in der Familie muß ein Zusammenhalt sein, alle müssen helfen, wenn man weiter kommen soll. Ich hab' von meinem Vater einen schönen Hof bekommen und mein Weib hat mir Geld ins Haus gebracht; wir haben ordentlich gewirtschaftet und unser Vermögen vermehrt, daß wir nun wohlhabende, und ich darf wohl sagen, angesehene Leute sind. Ich kann's meinen Kindern besser machen, als es uns gemacht worden ist, und nun will ich auch haben, daß sie's noch weiter bringen als wir, und daß sie für ihre Kinder noch mehr tun können. Sie müssen sorgen und immer darauf aus sein, in rechter Art etwas zu erwerben. Nur so kommt man empor, man findet ein sicheres Glück und Ehre in der Welt und kann sich im Wohlstand seines Lebens freuen.“

„Wohl," sagte der Pfarrer, „und es ist nicht bloß der Besitz, der einen freut, sondern das Streben und die Tätigkeit selber. Der Mensch muß sich ein Ziel stecken, das über den Platz, auf den man ihn gestellt hat, hinausgeht. Dann werden seine Tage ausgefüllt mit Arbeit, mit Dichten und Trachten, mit Hoffen und Erwarten, und Schritt für Schritt mit der Freude des Gelingens. Und indem er glücklich ist und sein Leben verschönert, trägt er bei zur Verschönerung und Verbesserung der Welt. Auf die Größe des Besitzes kommt es da nicht an. Der Kleine freut sich am kleinen Gewinn, der Größere am größern; jeden erquickt das verhältnismäßige Wachsen und Gedeihen, und so sind alle glücklich, die ein verständiges Ziel vor sich haben. Wer aber nicht vorwärts strebt, der kommt neben dem Strebenden zurück und geht dem Mangel und der Unlust zu.“

Der Bauer war dieser Rede mit Aufmerksamkeit gefolgt und rief nun erfreut aus: „So ist's, Herr Pfarrer, grad so ist's, wie Sie sagen! Darum" — fuhr er mit Bedeutung fort — „soll eben jeder in seinem Stand bleiben, namentlich nicht unter seinem Stand und Vermögen heiraten, sondern gleich da so gut als möglich anzukommen suchen. Ich will gern zugeben, daß andere mit Wenigem auch glücklich sein können; aber wer von vermöglichen Leuten herkommt, braucht mehr, weil er's nicht anders gewohnt ist. Und, Herr Pfarrer, Sie wissen's ja selber, um ein rechtes Vermögen ist's halt eine schöne Sache! Wenn ich das habe, so kann ich mich sehen lassen, ich brauch' mich nicht zu ducken und nicht um das oder jenes zu betteln, und wenn gute Freunde in der Not sind, kann ich ihnen helfen. In ein Gelump

hineinkommen, wo ich nötig tun und knicken müßte, um nur zu bestehen, müßte unsereinen desperat machen. — Und“, fuhr er nach kurzem Innehalten fort, indem seine Miene den Ausdruck erzürnter Bekümmernis annahm, „dieser leichtsinnige, toll gewordene Mensch will sich schlechter stellen als seine Geschwister, während er's viel besser haben könnte als sie! Er will eine Lumpenwirtschaft anfangen, wo er sich quälen müßte und wo doch nichts herauskommen würde als ein Haufen von Bettlern!“

Der Geistliche hütete sich wohl, einzuwenden, daß im gegenwärtigen Falle, wenn nämlich der Vater dem Sohn seinen gebührenden Vermögens- theil zukommen ließe, von einer „Lumpenwirtschaft“ doch nicht die Rede sein könnte. Er wußte, daß den Erzürnten nichts mehr verdrießt, als wenn man ihm den Grund seiner Klage verkümmern will, und schwieg daher nachdenklich stille. Endlich sagte er: „Vielleicht geht diese Sache doch noch besser aus, als Ihr denkt.“ — „Wie so?“ fragte der Angerbauer. — „Die Annemarie,“ versetzte der Pfarrer, indem er den andern scharf ansah, „ist vor einigen Tagen bei mir gewesen, extra um mir zu sagen, daß sie nicht schuld sein wolle an der Uneinigkeit einer solchen Familie wie die Curige, und daß sie zu viel auf sich selber halte, um sich da aufzudrängen, wo man sie nicht haben wolle. Sie habe sich entschlossen, dem Ludwig sein Versprechen, zurückzugeben, und wolle sich in keiner Art damidersetzen, wenn er sein Glück mit einer andern finde.“

Der Angerbauer horchte hoch auf und wußte nicht, was er sagen sollte. Er fragte dann in zweifelndem Tone: „Hat sie das wirklich zu Ihnen gesagt?“ — Der Pfarrer erwiderte mit einem Ernst und einem Nachdruck, der jeden Zweifel niederschlagen mußte: „Es sind ihre eigenen Worte, Angerbauer! Sie hat mir versprochen, das nämliche Eurem Ludwig zu schreiben, und ich verbürge mich dafür, daß es geschehen wird.“

Der Bauer verstummte; er war in die Seele getroffen. Ein im Grunde seines Wesens ehrenwerter Mann, der in der That jedem das Seine gab, konnte ihn nur der Zorn und der tiefe Verdruß zu ungerechtem Absprechen hinreißen. Nun mußte er sehen, daß ein Mädchen, die er eine heuchlerische, gefährliche Person gescholten, brav und rechtschaffen, ja weit über alles Erwarten rechtschaffen gegen ihn handelte. Es zeugte für seine gute Natur, daß ihn diese Nachricht mehr rührte als erfreute, daß er sogleich sein Unrecht fühlte und seiner stolzen Seele eine gewisse Achtung vor einem solchen Benehmen abgenötigt wurde. Endlich sagte er mit sehr ernsthaftem Gesicht: „Wenn sie das getan hat, dann ist sie besser, als ich gedacht habe. Sie mag ein ordentliches Mädchen sein, ich will's nicht bestreiten.“

„Man muß jedermann Gerechtigkeit widerfahren lassen,“ versetzte der Geistliche, „Die Annemarie ist brav, geschickt, verständig, wohlgezogen, und

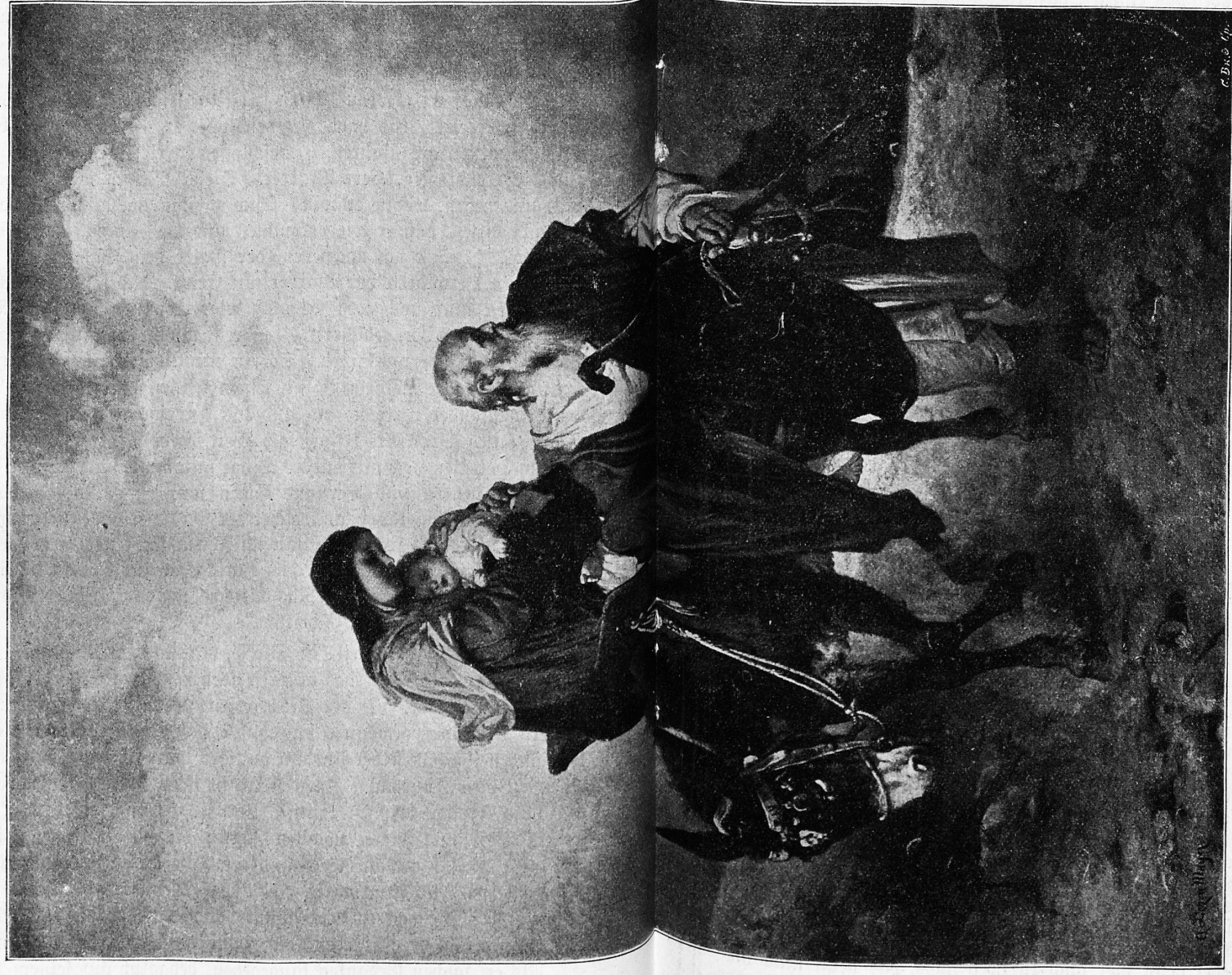
würde jeden glücklich machen —“ — „Von ihrem Stande!“ fiel der Bauer ein. — „Das ist's, was ich sagen will,“ erwiderte der Pfarrer; „wenn die äußern Verhältnisse zustimmen.“ — „Gut,“ sagte der Bauer. „Bei meinem Ludwig ist das aber nicht der Fall, drum kann hier von einer Heirat nie die Rede sein.“

Der alte Herr schwieg. Dann fragte er leichtthin: „Wie soll's nun mit Ludwig werden? Was habt Ihr beschlossen?“ — Der Bauer konnte sich nicht enthalten, aufzufahren. „Beschlissen?“ rief er. Ich glaube, da ist nichts zu beschließen, Herr Pfarrer. Dieser Mensch mag bleiben, wo er will, und gehen, wohin er will! Soll ich ihm nachlaufen? Soll ich ihn vielleicht bitten, daß er wiederkommen und die Zimmermannstochter heiraten soll?“ Soll ich nachgeben, der Vater dem Sohn?“

„Nein,“ erwiderte der Pfarrer mit Ernst, „das sollt ihr nicht, Angerbauer! Er muß nachgeben er muß wiederkommen und dem Vater das Recht lassen, das ihm gebührt!“ — „Freut mich,“ versetzte der Bauer, „daß Sie so denken, Herr Pfarrer. So ein neustudierter Herr hätte vielleicht gemeint, ich sollte meinem Buben seinen Willen lassen; warum? weil die Leute ineinander verliebt sind und die Annemarie doch ein ordentliches Mädchen ist. Aber Sie kennen die Welt, Herr Pfarrer, Sie wissen, daß es beim Heiraten noch auf andere Dinge ankommt, und daß der Vater für den Sohn denken und Verstand haben muß.“ — Nach diesen Worten lüpfte er die Alltagskappe, an welcher der sonst wertvolle Pelz etwas rötlich geworden war, und fragte: „Kann ich Ihnen sonst noch was dienen?“ — „Nein,“ versetzte der alte Herr, „ich danke Euch für Eure Gefälligkeit.“ — „So wünsch' ich Ihnen guten Nachmittag,“ sagte der Bauer und entfernte sich mit langsam würdigen Schritten.

Das Gespräch hatte theils im Stalle, theils in dem heimlichen, mit einer Mauer umgebenen Pfarrhof stattgefunden. Der alte Herr ging in seine Studierstube zurück, mit der Unterredung sehr zufrieden. Er hatte des Bauern Vertrauen gewonnen und wußte, daß dieser nun unter schwierigen Umständen ihn von selber um Rat angehen würde. Dann hatte er mit der Nachricht über Annemarie einen Keim in seine Seele gesenkt, der wachsen und gute Früchte bringen konnte. Er sah voraus, daß der Angerbauer seinem Weib und seinen nächsten Verwandten davon sagen würde, und daß diese, die sich auf ihr Geld und ihr Ansehen etwas mehr einbildeten, als recht war, in Annemarie ein ihnen ebenbürtiges Gemüt erkennen mußten. Auf die wackern Leute mußte die Rechtchaffenheit, auf die stolzen das Selbstgefühl des Mädchens einen günstigen Eindruck machen.

Als er, solchen Gedanken hingegeben, behaglich auf seinem Lederstuhl sich dehnte, stürmte plötzlich sein Enkel in die Studierstube. Dieser hatte schon erfahren, daß Annemarie bei seinem Großvater gewesen, aber nichts



Die Flucht nach Ägypten. Nach dem Gemälde von H. Liezen-Mayer.

Bestimmtes über die Unterredung aus ihm herausbringen können. Nun sah er auf dem Heimweg von einem Spaziergang den Angerbauer aus dem Pfarrhose kommen und glaubte aus seinen Mienen auf eine Entscheidung, ja auf eine glückliche Beilegung des Streites schließen zu können. Von Neugier und gutmütiger Teilnahme getrieben, eilte er zu dem Großvater und rief aus: „Der Angerbauer ist bei dir gewesen und ganz zufrieden fortgegangen. Ich bin ihm begegnet. — Hast du ihn herumgebracht?“ — „Wieso?“ fragte der Alte. — „Will er den Ludwig zurückrufen und ihn die Annemarie heiraten lassen?“ — „Ei, ei,“ erwiderte der Alte heiter, „du hast dich also ganz auf die Seite geschlagen und willst aus Ludwig und Annemarie durchaus ein Paar machen?“ — „Ja,“ versetzte der Jüngling bestimmt, „daß will ich. Die zwei sind nicht nur die Schönsten im Dorf, sondern auch die Bravsten. Sie passen so zusammen, als ob sie extra für einander geschaffen wären, und es kann nicht sein, daß sie wegen einer so gemeinen Sache, als das Geld ist, nicht zusammenkommen sollen!“ — „Du gehst rasch und machst die Sache kurz ab,“ erwiderte der alte Herr. „Wenn der Angerbauer aber nicht will?“ — „Der muß,“ entschied der Jüngling. — „Wer wird ihn zwingen?“ fragte der Alte. „Willst du vielleicht zum Gericht gehen, einen Befehl auswirken, daß der Angerbauer sich fügen müsse, und die Sache mit Gensdarmen abmachen?“

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder aus dem Tirol und Salzkammergut.

Von M. Th.

(Fortsetzung.)

II. Der „Schiller-Weg“ in Innsbruck.

Daß Goethe in Innsbruck war, wußte ich. Ich habe auch zur Vorbereitung für meine Reise getreulich nach der „Italienischen Reise“ des deutschen Dichtersfürsten gegriffen und mich gefreut, daß auch er gerne im „schönen Innsbruck“ geweilt und gerne noch länger hier geweilt hätte. Daß er im „Goldenen Adler“ dahier, dem ältesten Gasthause der Stadt, abgestiegen war, steht schwarz auf weiß im Bäderer zu lesen. Ist das nicht genug, einen Goethe-Berehrer auf dieselben Spuren des großen Geistes zu führen. Und wenn ich meinen verehrten Lesern oder Leserinnen noch verrate, daß mir zum wöchentlichen Aufenthalt in der schönen Innstadt in diesem Goethe-Hotel obendrein noch die „Goethe-Stube“ zu freundlicher Wohnstatt angewiesen wurde, so möchte vielleicht ob solch verschwenderischer Güte des Schicksals manch einer mich recht beneiden.

Von Goethe redet denn hier auch kurzweg alles, das heißt nicht die Menschen, die da aus- und eingingen, aber weithin in die Herzog Christoph-Straße reckt sich ein Schild, darauf zu lesen: „Goethe-Stube“, ein Bierlokal ist's, unten im Erdgeschoß, in welchem allerlei Volk in wenig Goethe-